

© des Titels »Der Elefantenflüsterer« (ISBN 978-3-86882-169-7)
2010 by mvgVerlag, FinanzBuch Verlag GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mvg-verlag.de>

ANTHONY LAWRENCE MIT GRAHAM SPENCE

DER ELEFANTENFLÜSTERER

MEIN LEBEN MIT DEN SANFTEN RIESEN
UND WAS SIE MIR BEIBRACHTEN

ÜBERSETZUNG AUS DEM ENGLISCHEN VON
KIMIKO LEIBNITZ

mvgverlag 

KAPITEL 1

Aus der Ferne klang der krachende Gewehrschuss wie das Bersten eines riesigen Stücks Feuerholz.

Ich sprang von meinem Stuhl auf und lauschte. Ein solches Geräusch versetzt jeden Wildhüter unwillkürlich in höchste Alarmbereitschaft. Dann folgte eine Salve ... *tack-tack-tack*. Ein schreiender Vogelschwarm erhob sich als Silhouette gegen den blutroten Sonnenuntergang.

Wilderer. An der Westgrenze.

David, mein Wildhüter, sprintete schon zu unserem zuverlässigen alten Landrover. Ich packte meine Schrotflinte, folgte ihm und sprang auf den Fahrersitz. Max, mein gescheckter Staffordshire-Bullterrier, kletterte in Windeseile zwischen uns. Instinktiv spürte er unsere Aufregung und würde uns um nichts in der Welt von der Seite weichen.

Während ich den Wagen anließ und das Gaspedal durchtrat, griff David zum Funkgerät.

»Ndonga!«, bellte er. »Ndonga, bist du auf Empfang? Over!«

Ndonga war der Chef unserer Wambo-Wachen, und da er in der Armee gewesen war, definitiv jemand, den man bei einer Schießerei gerne an seiner Seite hatte. Ich hätte mich deutlich wohler gefühlt in dem Wissen, dass er und sein Team auf dem Weg waren, aber Davids Funksprüche wurden nur von einem monotonen Rauschen beantwortet. Wir waren auf uns alleine gestellt.

Meine Verlobte Françoise und ich hatten Thula Thula, ein prächtiges Wildreservat im Herzen von Zululand, vor etwa einem Jahr gekauft. Und von Anfang an mussten wir uns mit diesen Wilderern herumschlagen. Es gab praktisch keine Chance herauszufinden, wer sie waren oder woher sie kamen. Immer wieder hatte ich mit den *Izinduna* – also den Häuptlingen – der in der Umgebung lebenden Zulu-Stämme gesprochen, die darauf bestanden, dass ihre Leute nichts

damit zu tun hatten. Und ich glaubte ihnen. Unsere Angestellten stammten überwiegend aus der Gegend und waren ausnahmslos loyal. Also mussten diese Ganoven von irgendwoandersher kommen.

Es wurde rasch dunkel, und ich musste langsamer fahren. Als wir uns dem Westzaun näherten, schaltete ich auch die Scheinwerfer aus. Ich hielt hinter einem großen Ameisenhügel und folgte David durch eine Gruppe von Akazienbäumen. Unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt, die Finger nervös am Abzug, angestrengt lauschend tasteten wir uns vorwärts. Zu unserer Verteidigung hatten wir unsere Repetier-Jagdflinten mit schwerem Postenschrot geladen, denn bei einer Begegnung mit Wilderern im Busch, und noch dazu in der Dunkelheit, kann man nie wissen. Wie jeder Wildhüter in Afrika weiß, sind die meisten professionellen Wilderer absolut rücksichtslos und schießen ohne zu zögern. Es waren noch knapp 50 Meter bis zum Zaun. Da ich wusste, dass Wilderer sich gerne den Fluchtweg offen halten, machte ich mit meinem Arm eine kreisförmige Bewegung. David wusste genau, was ich damit meinte und nickte nur. Er würde seinen Posten halten, während ich zum Zaun kroch, um ihnen im Falle eines Schusswechsels den Fluchtweg abzuschneiden.

Der Geruch von Schießpulver lag in der Abendluft. Er hing wie ein Leichentuch in der Stille. In den Weiten Afrikas ist es niemals völlig ruhig. Zumindest die Grillen hören nie auf zu zirpen. Außer nach Schüssen.

Nach einigen Minuten absoluter Lautlosigkeit wusste ich, dass wir einer Finte aufgesessen waren. Ich schaltete meine Halogentaschenlampe ein und suchte mit ihrem Licht den Zaun ab. Nirgendwo gab es ein Loch, durch das Wilderer hätten ins Reservat schlüpfen können. Auch David schaltete seine Taschenlampe an und suchte nach Tritt- oder Blutspuren, die uns verraten hätten, ob ein Tier getötet und weggebracht worden war.

Nichts. Nur gespenstische Stille.

Da es innerhalb des Reservats keine Spuren gab, begriff ich, dass die Schüsse außerhalb des Zauns abgefeuert worden sein mussten.

»Verdammt, ein Täuschungsmanöver.«

Kaum hatte ich das ausgesprochen, fielen auch schon weitere Schüsse – ein gedämpftes, aber deutliches »Grollen« am anderen Ende des Reservats, mindestens 45 Minuten entfernt, nur erreichbar auf Feldwegen, die sich nach einem Frühlingsregen in puren Morast verwandeln. Wir sprangen zurück in den Landrover und rasten los, aber ich wusste, dass es aussichtslos war. Sie hatten uns hereingelegt. Wir würden sie nie erwischen. Bevor wir an Ort und Stelle wären, hätten sie sich längst mit ein paar erschossenen Nyala – einer der schönsten Antilopen Afrikas – aus dem Staub gemacht.

Ich verfluchte mein unüberlegtes Vorgehen. Hätte ich zeitgleich einige Ranger ans andere Ende des Reservats geschickt, statt kopflos loszustürmen, dann hätten wir sie auf frischer Tat ertappt.

Aber immerhin war damit etwas anderes bewiesen: Offenbar hatten die *Izindunas* recht, die behauptet hatten, meine Probleme seien interner Art – es müsse also jemand innerhalb des Reservats mit den Wilderern zusammenarbeiten. Dies war mit Sicherheit nicht das Werk einer Handvoll hungerriger Stammesmitglieder und abgemagerter Hunde, die auf der Jagd nach etwas Essbarem durch die Wildnis streiften. Hier hatten wir es mit einer gut organisierten kriminellen Tat zu tun, die von jemandem begangen wurde, der jeden unserer Schritte kannte. Wie sonst hätten sie alles zeitlich so perfekt abstimmen können?

Es war bereits stockdunkel, als wir im östlichen Bereich des Reservats ankamen und den Schauplatz mit unseren Taschenlampen beleuchteten. Die Spuren sprachen Bände. Allem Anschein nach waren zwei Nyala von Jagdgewehren mit Hochgeschwindigkeitsmunition niedergestreckt worden.

Wir konnten das flache, blutgetränkte Gras sehen, auf dem man ihre Kadaver zu dem Loch gezerrt hatte, das mit Bolzenschneidern grob aus dem Zaun herausgeschnitten worden war. Etwa zehn Meter außerhalb des Zauns fanden sich die schlammigen Reifenspuren eines Geländefahrzeugs mit Allradantrieb, das inzwischen sicher schon etliche Meilen Vorsprung hatte. Die Tiere würden an ortsansässige Metzger verkauft werden, die sie für Biltong verwenden würden, eine Art Dörrfleisch, das in ganz Afrika hochgeschätzt ist.

Im Licht meiner Taschenlampe entdeckte ich ein blutiges Büschel dunkelgrauen Fells, das an einem zerschnittenen Stück Draht wehte. Mindestens eine der toten Antilopen war ein Männchen – weibliche Nyala sind hellbraun und haben schmale weiße Streifen auf dem Rücken.

Mich fröstelte, und ich fühlte mich plötzlich alt und müde. Bevor ich es gekauft hatte, war Thula Thula ein Jagdrevier gewesen, und ich hatte mir geschworen, dass diese Zeiten ein für alle Mal vorbei sein würden. Solange ich hier das Sagen hatte, sollte kein Tier jemals wieder unnötigerweise getötet werden. Ich hatte nicht gehnt, wie schwierig es sein würde, dieses Versprechen zu halten.

Mutlos fuhren wir zum Haus zurück. Françoise begrüßte uns mit dunklem, starkem Kaffee. Genau das, was ich jetzt brauchte.

Ich blickte sie an und lächelte dankbar. Hochgewachsen, anmutig und sehr französisch war sie so wunderschön wie an dem Tag, an dem ich ihr vor zwölf Jahren zum ersten Mal begegnet war, als sie an einem kalten Morgen in London ein Taxi rief.

»Was ist passiert?«, fragte sie.

»Eine Finte. Sie haben sich aufgeteilt. Einer feuerte ein paar Schüsse am entlegenen Ende des Grundstücks ab und beobachtete dann unseren Landrover. Sobald wir dort angekommen waren, holten sich seine Kumpane an der Ostseite zwei Antilopen.«

Ich trank einen Schluck Kaffee und setzte mich. »Diese Kerle sind bestens organisiert; wenn wir nicht aufpassen, wird noch jemand sterben.«

Françoise nickte. Vor drei Tagen waren die Wilderer so nah gewesen, dass es sich anfühlte, als würden ihre Geschosse direkt über unsere Köpfe hinwegpfeifen.

»Am besten, du gehst gleich morgen zur Polizei«, sagte sie.

Ich antwortete nicht. Es war kaum zu erwarten, dass die Polizei zwei erschossenen Antilopen allzu große Aufmerksamkeit widmen würde.

Als ich Ndonga am nächsten Morgen erzählte, dass noch mehr Tiere erschossen worden waren, wurde er wütend. Er fragte mich vorwurfsvoll, warum ich ihn nicht angerufen hätte. Ich sagte, dass wir genau das versucht, aber leider keine Antwort erhalten hatten.

»Oh ... Entschuldigung, Mr. Anthony. Ich war letzte Nacht unterwegs und habe mir einige Drinks genehmigt. Geht mir heute auch nicht besonders«, sagte er und grinste dabei verlegen.

Ich verspürte keine Lust, seinen Kater näher zu besprechen. »Kannst du das zur Chefsache machen?«, fragte ich.

Er nickte. »Wir schnappen diese Mistkerle.«

Ich war kaum zu Hause angekommen, als das Telefon klingelte. Es meldete sich eine mir unbekannte Frau. Marion Gara von der Elephant Managers and Owners Association (EMOA), einer privaten Organisation, die aus etlichen, in Südafrika ansässigen Elefantenhaltern besteht und sich um das Wohl dieser Tiere kümmert. Ich hatte schon von ihnen und der guten Arbeit gehört, die sie für den Schutz der Elefanten leisten, aber da ich selbst keine besaß, hatte ich nie direkt etwas mit ihnen zu tun gehabt.

Ihre warme Stimme war mir auf Anhieb sympathisch.

Und sie kam auch gleich auf den Punkt. Sie habe von Thula Thula und seiner großen Vielfalt an typischen Zululand-

Wildtieren gehört; ebenso sei ihr bekannt, dass wir eng mit der einheimischen Bevölkerung zusammenarbeiten, um ein Bewusstsein für den Naturschutz zu entwickeln, und deshalb habe sie sich gefragt ... ob ich nicht daran interessiert sei, eine Elefantenherde zu adoptieren? Die gute Nachricht, so fuhr sie fort, ehe ich etwas antworten konnte, war, dass für mich sowohl die Tiere selbst als auch das Einfangen und der Transport absolut kostenlos wären.

Mir blieb die Spucke weg. Elefanten? Die größten Landsäugetiere der Welt? Und sie wollten mir gleich eine ganze Herde schenken? Einen Augenblick lang vermutete ich einen Scherz. Ich meine, wie oft wird man aus heiterem Himmel angerufen und gefragt, ob man eine Herde Elefanten haben möchte?

Aber Marion meinte es ernst.

Okay, fragte ich; und was war der Haken?

Nun ja, meinte Marion, es gäbe da ein Problem. Die Elefanten gälten als »verhaltensauffällig«. Sie neigten dazu, aus Reservaten auszubrechen, und deshalb wollten ihre Besitzer sie so schnell wie möglich loswerden. Wenn wir sie nicht nähmen, würde man ihnen ein Ende bereiten – sie also erschießen. Und zwar die ganze Herde.

»Was meinen Sie mit verhaltensauffällig?«

»Die Leitkuh ist eine erstaunliche Ausbrecherkönigin. Sie hat herausgefunden, wie man elektrische Zäune überwindet. Sie wickelt den Draht um ihre Stoßzähne, bis er reißt, oder aber sie nimmt den Schmerz auf sich und trampelt den Zaun einfach nieder. Es ist schier unglaublich. Die bisherigen Besitzer wissen einfach nicht mehr weiter und haben jetzt bei der EMOA nachgefragt, ob wir nicht etwas unternehmen können.«

Ich stellte mir mit einem Mal ein fünf Tonnen schweres Tier vor, das bewusst den lähmenden Schmerz von 8000 Volt über sich ergehen ließ, die seinen gesamten Körper durchzuführen. Dazu bedurfte es einer enormen Entschlossenheit.

»Übrigens, Lawrence, in der Herde sind auch Babys.«

»Warum gerade ich?«

Marion spürte meine Zweifel. Immerhin verlangte sie nicht eben wenig von mir. »Ich habe gehört, wie gut Sie mit Tieren umgehen können«, antwortete sie. »Ich habe das Gefühl, dass Thula Thula der perfekte Ort für sie ist. Und dass Sie genau der Richtige für sie sind. Und wer weiß, vielleicht sind ja auch die Tiere genau das Richtige für Sie.«

Das haute mich um. Wenn wir überhaupt irgendetwas garantiert nicht waren, dann der richtige Ort für eine Elefantenherde. Ich war gerade erst dabei, das Reservat zum Laufen zu bringen, und wie am Vortag mehr als deutlich geworden war, hatten wir obendrein massive Probleme mit gut organisierten Wilderern.

Ich wollte gerade Nein sagen, als mich etwas zurückhielt. Ich habe Elefanten schon immer gemocht. Sie sind nicht nur die größten und ehrwürdigsten Landtiere auf diesem Planeten, sie verkörpern auch Afrikas ganze Erhabenheit in höchster Vollendung. Und jetzt, völlig unerwartet, wurde mir eine eigene Herde angeboten und obendrein die Chance, diesen Tieren zu helfen. Eine solche Gelegenheit würde ich sicher niemals wieder bekommen.

»Woher kommen die Tiere?«, fragte ich.

»Aus einem Reservat in Mpumalanga.«

Mpumalanga ist eine Provinz im Nordosten Südafrikas, in der sich die meisten Wildschutzgebiete des Landes befinden, einschließlich des berühmten Krüger Nationalparks.

»Wie viele sind es?«

»Neun – drei erwachsene Weibchen, drei Junge, von denen eins männlich ist, dazu ein halbwüchsiger Bulle und zwei Babys. Es ist eine schöne Familie. Die Leitkuh hat ein umwerfendes Töchterchen. Der junge Bulle, ihr Sohn, ist 15 Jahre alt und ein prachtvolles Exemplar.«

»Dann muss es aber wirklich große Probleme geben. Niemand verschenkt einfach so Elefanten.«

»Wie ich schon sagte, die Leitkuh bricht immer wieder aus. Sie zerreißt nicht nur elektrische Kabel, sie hat auch gelernt, mit ihren Stozhnen Tore zu ffnen. Die Besitzer haben jedenfalls genug davon, dass ständig eine Herde Jumbos durch die Gsteanlagen trampelt. Wenn Sie sie nicht nehmen, werden sie erschossen. Auf jeden Fall alle erwachsenen Tiere.«

Ich wurde still und versuchte, das alles in meinem Kopf zu entwirren. Hier tat sich eine einmalige Gelegenheit auf, aber eben auch ein enormes Risiko.

Was war mit den Wilderern? Würde die Aussicht auf Elfenbein nicht noch einen zusätzlichen Anreiz für sie bedeuten? Musste ich jetzt das gesamte Reservat mit einem elektrischen Zaun sichern? Oder wie sonst sollte ich die riesigen Dickhäuter am Ausbrechen hindern – vor allem, wenn ich es bislang noch nicht einmal geschafft hatte, schwer bewaffnete Wilddiebe am Einbrechen zu hindern? Und musste ich nicht auch ein Quarantnegehege bauen, in dem sie sich an ihr neues Zuhause gewöhnen konnten? Wo sollte ich die nötigen Gelder auftreiben ... die finanziellen Mittel?

Marion hatte freimutig zugegeben, dass sie »verhaltensauffällig« waren. Aber was bedeutete das genau? Waren sie einfach nur routinierte Ausbrecher? Oder waren sie echte Krawallmacher, gefährliche Menschenhasser, die man besser nicht in einem Reservat inmitten von besiedeltem Gebiet hielt?

Wie auch immer, hier war eine Herde in Gefahr, und trotz der offensichtlichen Risiken wusste ich, was ich zu tun hatte.

»Zum Teufel, ja«, antwortete ich. »Ich nehme sie.«